



Leseprobe aus Lange-Vester und Schmidt, Herausforderungen in Studium
und Lehre, ISBN 978-3-7799-3791-3

© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-3791-3](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3791-3)

Herausforderungen in Studium und Lehre

Zur Einführung

Andrea Lange-Vester und Martin Schmidt

Die Hochschulen haben sich in den vergangenen Jahrzehnten stark verändert. Dazu beigetragen haben Entwicklungen und Anforderungen auf unterschiedlichen Ebenen: Die hochschulpolitische Steuerung verläuft seit gut zwanzig Jahren verstärkt unter betriebswirtschaftlichen und wettbewerblichen Gesichtspunkten. Die im Jahr 2005 eingeführte Exzellenzinitiative hat eine ungleiche Hochschullandschaft befördert, in der Forschungsmittel von erheblichem Umfang einem überschaubaren Kreis privilegierter Universitäten zugute kommen, während die Mehrheit der Universitäten und Fachhochschulen die hochschulische Ausbildung und Berufsbefähigung einer großen Studierendengruppe gewährleisten soll. Dabei verspricht Engagement in der Lehre bis heute kaum Prestigegegewinn. Die Abhängigkeit von befristeten Programmen und Drittmitteln, die ganz überwiegend für Forschung eingeworben werden können, hat angesichts knapper Grundfinanzierungen in der Vergangenheit zugenommen. Legendär ist die extrem hohe Befristungsquote bei den wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen, von denen seit Jahren etwa neunzig Prozent prekär beschäftigt sind. Auch die Verwaltungsmitarbeiter*innen an den Hochschulen sind längst von Befristungen betroffen und selbst Professuren sind davon nicht ausgenommen. Seit der Professorenbesoldungsreform im Jahr 2005 erhalten Professor*innen ein Grundgehalt, das sie mit Leistungszulagen aufbessern können.

Die Liste der hier nur stichwortartig genannten Veränderungen ließe sich fortsetzen. Die Entwicklungen wirken auch auf den Bereich von Studium und Lehre im engeren Sinne, auf den sich die Beiträge in diesem Sammelband hauptsächlich konzentrieren. Auch im Studienalltag stehen Lehrende und Lernende immer wieder vor neuen Herausforderungen; mit dem Abschluss der arbeitsintensiven Umstellung auf die gestuften Studiengänge ist eine Anforderung bewältigt worden, der andere Aufgaben gefolgt sind: Zu ihnen gehört nicht zuletzt, geeignete Maßnahmen zu entwickeln, um die hohe Zahl der Studienabbrecher*innen zu verringern, die mit der Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen nicht abgenommen hat. Andere Zielsetzungen beziehen sich etwa auf die Beschäftigungsfähigkeit, die stets auch neu auf den gesellschaftlichen Wandel abzustimmen ist. Dass mit der herzustellenden Beschäfti-

gungsfähigkeit umfassende Anforderungen verbunden sind, zeigt ein Blick in eine gemeinsame Erklärung von Arbeitgeberverbänden, DGB und Hochschulrektorenkonferenz vom Sommer 2016: Demnach sollen als drei zentrale Dimensionen akademischer Bildung die (Fach-)Wissenschaft, die Persönlichkeitsbildung und die Arbeitsmarktvorbereitung jeweils angemessen berücksichtigt werden. Als vierte Dimension wird die Befähigung zum gesellschaftlichen Engagement genannt (gemeinsame Erklärung von BDA, DGB und HRK 2016).

Insgesamt keine einfachen Aufgaben für die Hochschulen, deren Bewältigung durch den anhaltenden Trend zur Höherqualifizierung nicht leichter wird. Im Wintersemester 2018/2019 lag die Zahl der Studierenden nach vorläufigen Ergebnissen bei rund 2,9 Millionen (Statistisches Bundesamt 2019) und damit um gut eine Million höher als fast zwanzig Jahre zuvor im Wintersemester 2000/2001 (Statistisches Bundesamt 2018, S. 10). Seit Herbst 2013 nehmen in jedem Studienjahr mehr als eine halbe Million Menschen ein Studium auf (statista 2019). Verstärkter Bildungserwerb betrifft die Hochschulen, Hochschulstandorte und -typen sowie Disziplinen und Studiengänge dabei in unterschiedlicher Weise. So gibt es neben steigenden inzwischen auch teilweise rückläufige Bewerber*innenzahlen, die insbesondere die Existenz kleinerer Studiengänge bedrohen.

Mit den wachsenden Studierendenzahlen ist das Spektrum der Voraussetzungen, Erwartungen und Anliegen, mit denen die Studierenden an die Hochschulen kommen, vielfältiger geworden. Damit einher gehen neue und umfassende Anforderungen für Lehrende, Beratende, sowie für Verwaltungsmitarbeiter*innen und die neue Gruppe der Hochschulprofessionellen (Kehm/Merkator/Schneijderberg 2010), die sich mit der ‚Vermessung des Studiums‘ beschäftigen, die Qualitätsentwicklung der Lehre, Studiengangsentwicklungen und Akkreditierungen unterstützen und Studierende beraten und begleiten. Die Heterogenität der Studierenden bildet zudem einen Ausgangspunkt für den Qualitätspakt Lehre (QPL), mit dem das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) die Hochschulen seit 2011 unterstützt.

Im Qualitätspakt Lehre gab es zahlreiche Anstrengungen, um den Stellenwert der Lehre, etwa über Lehrpreise und didaktische Qualifizierungen, zu erhöhen. Die Beratungsleistungen von Lehrenden wurden durch den Aufbau von Studienverlaufsberatungen und Tutorienangeboten ergänzt und erweitert, die speziell auf die besonderen Beratungsbedarfe der Studierenden eingehen sollen. Die datenbasierte Studiengangsentwicklung wurde vorangetrieben und didaktische Konzepte wurden stärker in Akkreditierungsprozesse eingebracht. All dies geschah jedoch nicht ohne Hürden und eine Portion Skepsis bei einem Teil der Lehrenden und einigen Hochschulleitungen. Schließlich sollten die finanziellen Zuwendungen vom Bund auch Veränderungsprozesse anstoßen und die Hochschulkultur verändern.

Eine zentrale Frage wird sein, ob die Nachfolgevereinbarung im „Zukunftsvertrag Studium und Lehre stärken“ (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2019) zumindest einige der hier genannten Herausforderungen tatsächlich langfristig aufgreifen kann. Weiterhin stellt sich die Frage, ob die bereits im Qualitätspakt Lehre vorangebrachten Ansätze weiterhin verfolgt werden und ob das befristete Personal, das sie entwickelt hat, eine Beschäftigungsperspektive über das Jahr 2020 hinaus an den Hochschulen haben wird.

Im Rahmen des QPL wird das an der Hochschule Hannover angesiedelte Projekt „MyStudy – Integration heterogener Lernkulturen durch beratende Begleitung, curriculare Entwicklung und neigungsgerechte Kompetenzentwicklung“ seit 2012 gefördert, dessen Arbeitsschwerpunkte vor allem die habitus-sensible Studienverlaufsberatung, die Hochschuldidaktik, die datengestützte Studiengangs(weiter)entwicklung und die Begleitforschung bilden. Zu den zentralen Anliegen des Projektes gehört eine möglichst ganzheitliche Sicht auf die Studierenden, die auch milieuspezifische Alltagskulturen (Vester et al. 2001; Vester 2015) und mit dem Habitus (Bourdieu 1982, 1987) langfristig verinnerlichte Haltungen in ihrer Bedeutung für die Art und Weise berücksichtigt, in der ein Studium wahrgenommen und gestaltet wird. Damit wird die Aufmerksamkeit stärker auf die soziale Herkunft und damit auf „die vergessene Seite“ im aktuellen Diversitätsdiskurs gerichtet (Gerhards/Sawert 2018). Sie ist nach wie vor wirkmächtig, wie nicht zuletzt die Beiträge in diesem Sammelband zeigen.

Eine aus dem Projekt MyStudy heraus organisierte Fachtagung bot im Herbst 2017 die Möglichkeit zum Austausch über die Herausforderungen in Studium und Lehre und trug durch die verschiedenen Beiträge zu Ansätzen ihrer Bewältigung bei. Der vorliegende Sammelband vereint die Beiträge dieser Tagung, die nachfolgend skizziert werden.

Studienabbruch, Heterogenität und Beruflichkeit – Herausforderungen in Studium und Lehre

Mit dem Studienabbruch und der Heterogenität der Studierenden greifen wir in diesem Sammelband zwei Themen auf, die die Diskussion um die Entwicklungen an den Hochschulen seit Jahren prägen. Ebenfalls zentral ist die Frage, wozu ein Studium die Studierenden befähigen soll und wie dabei akademische und berufspraktische Anteile zu integrieren sind. Entsprechende Schwerpunkte setzen die Beiträge zu Beginn des Bandes.

In seinem Beitrag „Einflussfaktoren, Motivlagen und zeitliche Dimensionen im Studienabbruchprozess“ stellt *Ulrich Heublein* die Ergebnisse einer retrospektiven Querschnittsbefragung von Exmatrikulierten an 60 Hochschulen zum Sommersemester 2014 vor, die vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) durchgeführt wurde. Dabei liegt das Augenmerk des Beitrags vor allem darauf, sowohl im Sinne theoretisch-kon-

zeptioneller als auch praktisch-präventiver Perspektiven das Verständnis des Studienabbruchs als Prozess zu befördern. Der Vorteil eines prozesshaften Verständnisses liegt dabei nach Heublein darin, dass damit Entwicklungen in ihrem Verlauf nachvollziehbar werden und über rein studienimmanente Faktoren hinausgegangen werden kann. Durch die retrospektive Betrachtung werden auch kumulative Wirkungen einzelner Problemlagen erkennbar. Auf der Basis eines heuristischen Modells des Studienabbruchs wurden zunächst relevante Determinanten identifiziert und auch die zeitliche Dimension berücksichtigt, indem zwischen Vorstudien-, Studien- und Entscheidungsphase differenziert wurde. Der Autor stellt im Anschluss die Ergebnisse der Befragung vor und hebt relevante Einflussfaktoren des Studienabbruchs hervor (Bildungsstand der Eltern, gymnasiale Hochschulzugangsberechtigung, Durchschnittsnote, Studienmotivation, soziale und akademische Integration, Studienleistungen und Fachverbundenheit). Hinzu kommen die externen Faktoren der Studienbedingungen (Studienaufbau, Klarheit der Anforderungen) und die Sicherheit der Studienfinanzierung. Aus der Interaktion dieser (und weiterer) Einflussgrößen resultieren die in der Untersuchung ermittelten Studienabbruchmotive, denen die Studierenden aber unterschiedliches Gewicht beimessen. Heublein stellt sieben ausschlaggebende Motivgruppen vor und untersucht im Folgenden anhand logistischer Regressionsmodelle drei Einflussfaktoren genauer. Hier arbeitet er wesentliche Relativierungen heraus, die auch für die Weiterentwicklung von Unterstützungs- und Begleitungsansätzen im Studium relevant sind. So zeigen sich etwa bei den Studienabbrüchen aus Leistungsgründen Verbindungen zu den Übergängen aus nichtgymnasialen Hochschulzugängen. Bei den Studienabbrecher*innen mit fehlender Studienmotivation zeichnen sich Probleme von Fehlallokationen bei der Studienwahl ab. Bei der Gruppe der Studienabbrecher*innen aus finanziellen Gründen sind langfristig wirksame Mechanismen von sozialer Ungleichheit erkennbar, die diese motivierte Gruppe aus dem Studium drängen.

Tino Bargel setzt sich in seinem Beitrag „Heterogenität und Studienerfolg – Wie ist beides auf einen Nenner zu bringen?“ kritisch mit einer bestimmten Perspektive auf die Entwicklungen an der Hochschule auseinander, aus der heraus die Heterogenität der Studierenden häufig negativ konnotiert und mit Defiziten assoziiert wird, die vor allem neuen Studierendengruppen zugeschrieben werden. Dabei wird zunächst festgestellt, dass die Heterogenität der Studierenden kein neues Phänomen ist; allerdings hat die Expansion des Hochschulbesuchs seit den 1960er Jahren inzwischen so viele Frauen, Arbeiterkinder, Migrant*innen und Studierende ohne Abitur an die Hochschulen gebracht, dass die vielfältige Zusammensetzung der Studierendenschaft nicht mehr übersehen und „verdrängt“ werden kann. Dass die Unterschiede zwischen den Studierenden oder auch die Anteile derjenigen, deren Studierfähigkeit bestimmte Mängel aufweist, zugenommen haben, bestätigt sich indes nicht. Hingegen

fördert ein längerfristiger Vergleich auf breiter und repräsentativer Datengrundlage (u. a. Studierendensurvey, Sozialerhebung) „einige überraschende Befunde“ zutage. So zeigt sich eine „langfristig stabile Heterogenität bei den Lernstilen“ mit „durchaus [...] großer Spannweite“: Die Anteile der Studierenden, denen das Lernen und die Organisation des Lernens leichtfallen, sind zwischen 1993 und 2013 ebenso ähnlich geblieben wie die Anteile derjenigen Studierenden, die sich damit vergleichsweise schwertun. Im Blick auf das Fachinteresse der Studierenden kann ebenfalls festgehalten werden, dass es seit den 1990er Jahren ein konstant sehr wichtiges Kriterium für die Studienwahl bildet. Auch bei der Sicherheit der Studienaufnahme zeigt sich „kein zeitlicher Trend“ (aber ein deutlicher Unterschied zwischen den Studierenden an Universitäten und an Fachhochschulen). Trotz der insgesamt recht konstanten prozentualen Verteilungen der Fähigkeiten und Eigenschaften der Studierenden sind die Herausforderungen für die Hochschule gleichwohl gewachsen, weil die absoluten Zahlen der verschiedenen Gruppen im heterogenen studentischen Spektrum erheblich gestiegen sind. Bargel sieht die Hochschulen gefordert, die vielfältigen Voraussetzungen, Lebenssituationen und Bedarfe der Studierenden stärker zu berücksichtigen und entsprechend breite Unterstützung bereitzustellen. Dabei plädiert er nicht zuletzt für ein Social Monitoring, um soziale Gerechtigkeit und Fairness im Studium gewährleisten zu können.

Der Beitrag von *Bernd Kaßbaum* über „Das Konzept der Beruflichkeit als Ansatz zur Integration akademischer und berufspraktischer Bildungsinhalte“ befasst sich mit den Erfordernissen in der Vorbereitung der Studierenden auf eine Berufstätigkeit und grenzt sich dabei von der Forderung nach bloßer erhöhter Beschäftigungsfähigkeit ab. Gegen das Konzept der Employability setzt Kaßbaum hingegen das Vorhaben der „erweiterten Beruflichkeit“, das nicht allein auf die Verwertung beruflicher Qualifikation auf dem Arbeitsmarkt zielt; berufliches Lernen schließt vielmehr reflexives und kritisches Lernen auch im Blick auf Gesellschaft und Umwelt ein. In einem solchen Verständnis von Beruflichkeit werden „praxisorientierte Wissenschaft und wissensbasierte, reflektierte Praxis“ miteinander verbunden. Diese anspruchsvolle Konzeption einer berufsfeldbezogenen akademischen Ausbildung geht zurück auf die Diskussion um die Bedeutung der Akademisierung und die damit verbundene Herausforderung, für die betrieblich-duale und die hochschulische Bildung gemeinsame Kriterien zu formulieren. Dabei sind die Rahmenbedingungen an den Hochschulen verschieden. Neben einer sich ausdifferenzierenden Hochschullandschaft sieht Kaßbaum zugleich auch grundlegende Ausrichtungen überdauern: So tun sich die Universitäten, für deren Selbstbild eher die Konzentration auf die Entwicklungen der Wissenschaften und der Forschung maßgeblich sind, vergleichsweise schwer mit Perspektiven einer anwendungsbezogenen Wissenschaft und Lehre, die stärker das Selbstbild (wenn auch nicht immer die Praxis) der Fachhochschulen prägen. Insgesamt deuten die Einschätzungen der Studie-

renden in entsprechenden Erhebungen darauf hin, dass es zwischen ihren heterogenen Lern- und Arbeitserfahrungen und dem objektivierten Wissen sowie auch dem Wissenschaftsverständnis, das die Hochschule (vor allem die Universität) bereithält, zu wenig systematische Bezüge gibt. Kaßbaum identifiziert hier eine der Ursachen für mangelnde Studienerfolge und Studienabbrüche und diskutiert unterschiedliche Ansätze und Möglichkeiten, mit dem Konzept der Beruflichkeit die Praxisbezüge im Studium zu verbessern. Verbunden damit ist die weitreichende Zielsetzung einer Reform von Lernprozessen.

*Habitus und Habitussensibilität – Beratung und Unterstützung von Bildungsaufsteiger*innen*

Im Anschluss an diese einleitenden Beiträge geht es schwerpunktmäßig um die Frage, wie Studierende und hier insbesondere Bildungsaufsteiger*innen durch Beratung und andere begleitende Maßnahmen auf dem Weg durch ihr Studium unterstützt werden können. Dabei bildet die Theorie des Habitus von Pierre Bourdieu einen gemeinsamen Bezugspunkt der Verfasser*innen, mit dem die Perspektive in puncto Heterogenität vor allem der sozialen Ungleichheit innerhalb der Studierendenschaft gilt.

Zunächst steht die zentrale Bedeutung von Habitus und Herkunftsmilieu für die Art und Weise, in der ein Studium spezifisch wahrgenommen und praktiziert wird, im Mittelpunkt. Vor dem Hintergrund anhaltender sozialer Disparitäten und einer vor allem klassen- und milieubedingten Ungleichheit in der Bildung diskutieren *Andrea Lange-Vester und Helmut Bremer* in ihrem Beitrag „Zur Bedeutung des Habitus für die Aneignung des Studiums“ die Bildungsentscheidungen und -wege als ein bestimmtes Zusammenspiel zwischen den Auslese- und Lenkungsprozessen, für die die Bildungseinrichtungen maßgeblich sind, und den im Rahmen von familialer Kultur und Herkunftsmilieu erworbenen Habitusmustern. Die langfristig einverlebten und zumeist unbewusst wirksamen Schemata des Habitus, die mit milieuspezifischen Lebensplänen korrespondieren, sind auf die Anforderungen des Bildungssystems in unterschiedlicher Weise abgestimmt. Die Erfordernis, im Bildungsprozess eine kulturelle Passung zwischen den Erfahrungen der Alltagskultur und den Erwartungen von Bildungseinrichtungen herzustellen, wirkt je nach Milieu verschieden herausfordernd. Dies gilt auch an der Hochschule, in den verschiedenen Fachrichtungen und Fachkulturen mit ihren spezifischen Inhalten und Vermittlungsformen. Lange-Vester und Bremer richten ihr Augenmerk hier vor allem auf die große Gruppe der Bildungsaufsteiger*innen im Studium. Entlang der vorliegenden Forschungen zu Habitus und Milieuzugehörigkeiten von Studierenden arbeiten sie heraus, dass Bildungsaufsteiger*innen ein heterogenes Spektrum von unterschiedlichen Aneignungen des Studiums zeigen, die zwischen relativem Selbstbewusstsein und Selbstzweifel und zwischen einer

vergleichsweise gelassenen und einer eher angestregten Haltung variieren. Deutlich wird der Zusammenhang zwischen dem jeweiligen Ausmaß an Fremdheit, Zweifel und Unsicherheit, die Bildungsaufsteiger*innen empfinden, und der Höhe der Bildungs- und Berufsabschlüsse, die in ihren Familien jeweils erworben wurden. Der Beitrag bestätigt damit auch, dass Passungsprobleme und Fremdheitserfahrungen im Studium keineswegs ein „Mythos“ (Ingrid Miethe) sind, sondern insbesondere Studierenden aus Familien, die über vergleichsweise wenig Erfahrung in institutionalisierter Bildung verfügen, Akkulturationsleistungen abverlangen.

Martin Schmidt schließt mit seinem Beitrag „Habitussensibilität in der Hochschulberatung – Herausforderung für Beratende“ an die Forschungen der Habitus- und Milieuanalyse an und macht das Konzept der Habitussensibilität stark. Ein Ausgangspunkt seiner Argumentation liegt in der grundsätzlich machtvollen Position von Berater*innen, denen aufgrund ihrer Tätigkeit an den Schnittstellen des Bildungssystems durchaus erheblicher Einfluss auf die Bildungsentscheidungen ihrer Klientel zugeschrieben werden kann. Insbesondere für Studieninteressierte und Studierende aus sozialen Milieus ohne akademische Vorerfahrungen ist denkbar, dass die beanspruchte Beratung eine wichtige Orientierungsquelle bildet. Dabei kann die fehlende kulturelle Passung gerade von Bildungsaufsteiger*innen zu Irritationen und Verunsicherungen an der Hochschule ebenso wie im Beratungsgespräch führen. Um dem entgegenzuwirken, führt Schmidt den Ansatz der habitussensiblen Beratung ein. Mit ihm sind Berater*innen herausgefordert, unter anderem Phänomene gesellschaftlicher Ungleichheit in den alltäglichen Verunsicherungen der Studierenden zu erkennen. Diskutiert werden drei zentrale Merkmale einer habitussensiblen Beratung: Zu ihnen gehört eine verstehende Haltung, die ermöglicht, sich in die Situation und Beweggründe der Ratsuchenden hineinzusetzen und sie reflektierend nachzuvollziehen. Dabei geht es Schmidt vor allem um ein „soziologisches Verstehen“, das die Schwierigkeiten von Studierenden nicht allein als individuelle Probleme auffasst, sondern sie gesellschaftlich rückbindet. Ebenfalls zentral ist die Anforderung, symbolische Gewalt (Bourdieu) zu entschlüsseln, wie sie im scheinbar selbstverständlichen Konsens über gesellschaftliche Einteilungen, Konventionen und Erwartungen auch in der Kommunikation und Beziehung zwischen Berater*innen und Studierenden prägend sein kann. Als drittes zentrales Merkmal einer habitussensiblen Beratung gilt es, den Studierenden ein Verständnis für die strukturellen Bedingungen an der Hochschule zu vermitteln, das ihnen auch ermöglicht, eigene Akkulturationsprobleme als Passungsprobleme und nicht als ein persönliches Defizit zu verstehen. Insgesamt betont Schmidt die besondere Herausforderung für die Beratenden, vor allem die eigene milieuspezifische Perspektive kontinuierlich zu reflektieren, die in der Beratungshaltung zum Tragen kommt.

Eine häufig „habitusblinde Begleitung“ im Übergang von der Schule an die Hochschule mit daraus resultierenden Herausforderungen in Studium und Lehre bildet den Ausgangspunkt des anschließenden Beitrags „Studienentscheidungen habitussensibel begleiten – Ein Praxisbericht“. Darin setzt sich *Regina Heimann* beispielhaft mit der Begleitung von Studienentscheidungsprozessen in drei Schulen in einer Kleinstadt auseinander und beleuchtet aus der Perspektive des bourdieuschen Habituskonzepts die Anforderungen (vor allem Selbstreflexivität der Berater*innen) und Bedingungen (vor allem die Gestaltung der Gesprächssituation) einer professionellen Beratung als Voraussetzung dafür, eine habitussensible Begleitstruktur für die Studienorientierung zu entwickeln. Im Anschluss an den Begriff der Habitus-Struktur-Reflexivität von Lars Schmitt gilt dabei die Aufmerksamkeit sowohl den Beratenden und den Schüler*innen als auch den korrespondierenden Strukturen. Im konkreten Fallbeispiel gehört dazu eine bestimmte sozialstrukturelle Prägung der Region, in der vor allem mittlere und untere soziale Milieus zu Hause sind und die Schüler*innen mehrheitlich nicht aus Akademikerfamilien kommen. Viele von ihnen können die an einem eigenverantwortlichen und selbstgesteuerten Studienentscheidungsprozess orientierten Erwartungen der Schule, die die heterogene Zusammensetzung der Schüler*innen und das Spektrum ihrer Erfahrungen und Voraussetzungen außer Acht lässt, nicht ohne weiteres erfüllen. Erforderlich ist hier eine differenzierte Unterstützung und Begleitung, die Heimann mit ihrem Vorschlag eines habitussensiblen Rahmens zur Studienorientierung konkretisiert. Vorgestellt werden verschiedene Maßnahmen, die es ermöglichen, Schüler*innen eine für sie passende Begleitung im Übergang an die Hochschule anzubieten. Dieser Ansatz wird im Beitrag mit Praxisbeobachtungen und einem Schulformvergleich zwischen Berufskolleg und Gymnasium und ihren je milieuspezifischen Anforderungsprofilen an die Schüler*innen veranschaulicht. Dabei arbeitet Heimann die wesentlichen Anforderungen an das jeweilige Setting und an die Selbstreflexivität der Berater*innen heraus.

Aus der Praxis berichten auch *Ursula Keiper und Yvonne Schneider* in ihrem Beitrag „Mein Schreibstil ist auch sehr bescheiden, da kann man nichts machen“ – Zur Gestaltung habitussensibler Beratungsprozesse“. Dabei geht es in ihrem Beispiel um die habitussensible Beratung von Studierenden an der Hochschule Hannover. Häufig machen die beiden Beraterinnen hier die Erfahrung, dass sich die Studierenden ihre Schwierigkeiten im Studium als individuelles Unvermögen zuschreiben, das sie persönlich zu verantworten haben. Auffällig ist dies vor allem bei Bildungsaufsteiger*innen und Studierenden, die ihre Studienberechtigung nicht am Gymnasium erworben haben. Keiper und Schneider nehmen diese Beobachtungen zum Anlass für eine Auseinandersetzung mit dem Konzept der symbolischen Gewalt (Bourdieu) im Beratungskontext. Sie konkretisieren die unbewusste und in den Körper eingeschriebene Wirkung symbolischer Gewalt über Affekte und ordnen die Bearbeitung von Affekten